



Hokkien, Teochew, Kantonese oder Hakka?

Am Hightechstandort Singapur tummeln sich Menschen aus aller Welt. Auch Chinesen trifft der Geschäftsreisende hier häufig an. Viele von ihnen kamen einst als mittellose Einwanderer auf der Flucht vor Armut im Niedergang des chinesischen Kaiserreichs. Einige Hinweise auf ihre Kultur finden sich zwischen den Wolkenkratzern noch heute.

VON EDITH WERNER ::: Die Chinesen dominieren Singapur. Sie machen 74% der Bevölkerung aus. Die massenhafte Einwanderung, vor allem aus Chinas Süden, begann bald nach der Ankunft des als Begründer Singapurs bekannten Sir Thomas Stamford Raffles (1781-1826) sowie dem gezielten Ausbau der Stadt unter den Engländern im 19. Jahrhundert. Die Neuankömmlinge arbeiteten auf den Plantagen, die es damals im Stadtgebiet noch gab, als Hafearbeiter oder als Handwerker und Händler.

Eine der ersten Fragen, wenn man mit Singapur-Chinesen zusammenkommt, ist, aus welcher chinesischen Provinz ihre Vorfahren stammen. Die Hokkien, Teochew, Kantonese oder Hakka haben alle ihr eigenen Clan-Häuser. Sie waren Anlaufstellen für die meist mittellosen Einwanderer, die den Wirren im Niedergang des chinesischen Kaiserreichs entflohen waren. In der Gemeinschaft von Menschen aus derselben Region Chinas, oft weitläufig verwandt und so zum selben Clan gehörend, fanden sie Halt und Unterstützung.

Rund 200 Clan-Gesellschaften gibt es in Singapur noch heute. Viele Nachkommen der frühen Einwanderer sprechen als Umgangssprache weiterhin die Dialekte aus der Heimatregion ihrer Vorfahren. Und sie haben Verwandte rund um die Straits von Malakka, die Wasserstraße der malaiischen Halbinsel. Auch auf Penang und in Malakka, auf Sumatra und Java haben sich chinesische Auswanderer niedergelassen.

Vom Tellerwäscher zum Millionär

Es gab so manche Erfolgsgeschichte unter den Wirtschaftspionieren der ersten Jahrzehnte nach dem Muster „vom Tellerwäscher zum Millionär“. Heute sind diese chinesischen Handels- und Wohnhäuser zum großen Teil modernen Bürohochhäusern gewichen, denn der Raum in Singapur ist knapp, und in der Aufbruchzeit der 1970er und 1980er Jahre riss man lieber ab als zu restaurieren. Vor der Zeit des öffentlichen Schulwesens und der staatlichen Fürsorge hat mancher wohlhabende chinesische Kaufmann eine Schule oder ein Hospital gestiftet. Viele dieser Gründungen bestehen noch heute. Das Gebäude der Anglo-Chinese Free School etwa geht auf eine Gründung von Gan Eng Seng zurück, der es vom fliegenden Muskatnusshändler zum Herrn über ein Imperium von 15 Firmen gebracht hatte.

Wenn auch die meisten großen Villen verschwunden sind, so haben sich doch ganze Zeilen von Shophouses erhalten. In den vergangenen Jahren hat man sie zum großen Teil restauriert. In einigen Stadtvierteln reihen sich diese typischen chinesischen Reihenhäuser dicht an dicht aneinander. Kampong Glam, Katong, entlang der Joo Chiat Road, Little India und die Straßen um den Singapore River, den Fluss, der früher das Handelsleben beherrschte, sind voll davon. Man kann stundenlang die Zeilen der zartfarbig angestrichenen Häuschen mit ihren Läden, Galerien oder Restaurants im Erdgeschoss und den Wohnungen oder Büros in der ersten Etage entlangschlendern. Und das meistens im Schatten, was im tropischen Klima ein Segen ist. Dafür sorgen die Five Foot Ways, die schmalen Laubengänge vor den Häusern.

Fotoenthusiasten können hier Tage verbringen. Immer wieder öffnen sich die schönsten Durchblicke unter den Kolonnaden vor den Läden, entdeckt man ein Stück alten Mosaikpflasters, eine geschnitzte Holztür mit schwarzgoldenem Ladenschild, verzierte Mauerdurchbrüche für die Ventilation, Stuckbalkone und bemalte Fensterläden. Wer seine Auslagen nicht draußen präsentiert, hat ein Gärtchen in Töpfen angelegt, in denen Bougainvilleen blühen, Vogelneestfarn seine Blätter ausbreitet oder Miniaturgranatäpfel wachsen.

Das Hauptstück ist Chinatown, vor allem das Geviert zwischen North Bridge und South Bridge Road sowie Cross und Smith Road mit seinen Gässchen voller roter Lampions, zierlicher Teetässchen und chinesischer Glücksgötter. Weniger touristisch, aber nicht minder interessant sind die Häuserzeilen an der Amoy und der Telok Ayer Street.

Im Chinatown Heritage Centre in der Pagoda Street zeigen die alten Fotos ein ganz anderes Chinatown als das heutige, aufgeräumte und restaurierte Stadtviertel. Bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts war es eher ein Slum für arme Einwanderer als ein Vorzeigeviertel. Engste Behausungen,

mangelnde Hygiene, ein Gewusel von Menschen und Tieren, die Wäsche an Bambusstangen, der Schlangenthäter neben dem Hühnerverkäufer und dem Flickschuster. Heute muss man schon eine der Red-Lantern-Touren mitmachen, um etwas vom früheren Sündenbabel zu ahnen. Die Prostitution hat sich in andere Stadtviertel verzogen. Die Opiumpipen sind keine Gebrauchsgegenstände mehr, sondern gesuchte Antiquitäten. Chinatown ist fein geworden.

Wer ein etwas anderes Chinatown finden will, muss nicht weit gehen. Rund um Bugis Street und um Chinatown Point in den altmodischen Einkaufspassagen aus den 1960ern und 1970ern sieht man noch betagte Chinesen im Schneidersitz auf den Bänken sitzen und miteinander plaudern oder eine Partie chinesisches Schach spielen. Man sieht alte, wohlfrisierte Damen im geblühten, immer ein wenig pyjamaähnlich wirkenden Hosenzug ihre Einkäufe erledigen und sorgfältig ihre Lieblingskräuter in einem Laden für chinesische Medizin auswählen. Die jungen Mädchen findet man in den neueren Stadtvierteln, das Smartphone am Ohr.

Eine neue Einwanderungswelle kommt aus China

Manche von ihnen sprechen eher das Mandarin der Nordchinesen als einen der südchinesischen Dialekte, die in Singapur üblich sind. Auch das Singlish, das spezifisch singapurisch eingefärbte Englisch, ist ihnen fremd. Eine neue Einwanderungswelle aus dem Mutterland China findet gerade statt. Das hohe Lebensniveau und die Aussicht auf einen gut bezahlten Job machen Singapur für Festlandchinesen attraktiv – nicht immer zum Vergnügen der Eingewohnten. Die Stadt werde immer voller, klagen sie. In der MRT, der vorzüglichen U-Bahn, bekomme man nur noch einen Stehplatz. Die „Neuen“ seien ungehobelt und verstünden kein Englisch. Nun sollen Sprachkurse und ein Test zu singapurischen Grundwerten Abhilfe schaffen. Das kommt uns Europäern bekannt vor.

Wenn es um Traditionspflege im modernen Gewand geht, sind die Peranakan nicht zu übertreffen. Sie liegen im Trend. Auch Straits Chinese im engeren Sinne genannt, weil sie im Unterschied zu den Festlandchinesen schon länger rund um die Straße von Malakka siedelten, waren sie die ersten globalisierten Einwohner von Singapur. Chinesische Kaufleute und Handwerker ließen sich rund um die Straits nieder und heirateten malaiische Frauen. So entstand eine attraktive, hybride Mischkultur, die Elemente des Chinesischen und des Malaiischen vereint. Die beiden Peranakan-Museen in Singapur sind denen in Penang und Malakka ähnlich und reflektieren einen verwandten Lebensstil. :::

Das aktuelle Buch von Edith Werner



Edith Werner ist Literatur- und Geschichtswissenschaftlerin. Früher leitete sie eine internationale aktive Unternehmensstiftung im Ruhrgebiet. Heute lebt sie in Singapur und teilt ihre Zeit zwischen Reisen und Schreiben ein.